

nung zu Ende. — Was hat es genügt, daß ich jeden Morgen, bevor ich ans Werk ging, den Himmel um seinen Segen anflehte? Gar nichts hat es mir geholfen. — Diese drei unbedeutenden Dorfsche sind alles, was ich sing. Der Herrgott hat mich vergessen. Ich weiß nicht, was ich tun soll.“

„Aber Jens,“ sprach der alte Duffen darauf mit strafendem Blick, „was sind das für Worte! Schäm dich, so zu murren. Wie darfst Du sagen, der Herrgott hat Dich vergessen. Er vergißt niemand, aber Du hast vergessen, ihm recht zu trauen, darum fehlt sein Segen Deiner Arbeit. Laß mich nicht öfters solche Reden hören.“

Jens tat die drei Fische in einen Korb und sagte, fast als hätte er des Vaters ermahnende Worte nicht gehört: „Will zu Onkel Steffen gehen, der hat Mitleid mit uns hungrigen Menschen, der wird mir die Dorfsche anständiger bezahlen als die geizigen Bauern im Dorfe und der alte Henrik.“

Hansine begleitete ihren Verlobten ein Stückchen. Sie fühlte inniges Mitleid mit ihm, kein Wort des Vorwurfs kam heute über ihre Lippen. Nur Tröstendes, Ermutigendes sagte sie. Aber Jens war so verzagt, daß des guten Mädchens liebevolle Worte ebensowenig Eindruck auf ihn machten, wie des Vaters strenge. —

Am das Dorf schloß sich ein kleiner Wald an oder besser ein Gestrüpp, denn es waren meist niedrige, unregelmäßig gewachsene Eichen, Christdornsträucher, Zwergtannen und verkümmerte Kiefern, die man dort sah. In diesem Gestrüpp stand ein kleines, blauegetünchtes Haus. Vor demselben befand sich eine Hundehütte, aus der bei Jens Duffens Nahen eine gewaltige dänische Dogge erst zähnefletschend und knurrend, dann aber vertraulich mit dem Schwanz wedelnd, in großen Sägen dem Antömmeling entgegen sprang.

Daran, daß die graubraunen Rouleaux vor den kleinen Fenstern nicht herabgelassen waren, sah der Fischer, daß Onkel Steffen, der hier wohnte, zu Hause war.

Glücklicherweise war der alte „Einsiedler“ durch das Hundegebell bereits auf Jens aufmerksam geworden. Dieser brauchte deswegen nicht erst, wie gewöhnlich, eine lange Zeit mit dem Messingklöpsel an die festverschlossene Tür zu klopfen. Als er das Haus erreicht hatte, war die Tür schon geöffnet und der jetzt achtzigjährige Greis, den die letzten zehn Jahre übrigens wenig verändert hatten, trat ihm lächelnd entgegen.

Ja lächelnd konnte der damals, als wir ihn kennen lernten, so tieftraurige „Einsiedler“ jetzt wieder. Die Zeit hatte seinen Schmerz gelindert und die Wunde geheilt. Der jetzt zehnjährige muntere Nis hatte ihn das Lachen gelehrt. Dieser lebensfrohe, leider ein wenig verzogene Bursche folgte dem Großvater und rief in seiner vorlauten Weise: „Willkommen Jens Duffen, machst ja ein recht saueres Gesicht, als ob Du Essig getrunken hättest.“

Jens beachtete den Jungen nicht weiter, sondern sprach nach kurzem Gruße zu Steffen: „Ich habe wieder einen schlechten Fang gemacht, darum komme ich zu Dir. Du pflegst ja nicht lange zu handeln, sondern zu geben, was recht und billig ist. Würde Dich mit meinen Fischen ganz gewiß nicht heute schon belästigen, wenn mich nicht bittere Not dazu zwänge.“ Onkel Steffen sah den jungen Fischer teilnehmend an und sagte: „Verstehe, verstehe, was Du meinst, mein Junge. Nun komm aber zunächst mit herein. Sollst Deine Dorfsche gut bezahlt kriegen.“

Es war eine geräumige, aber sehr dürrig möblierte Stube, in welche die Männer eintraten. Man merkte auf den ersten Blick an all den seltsamen Bildern und eingerahmten Schriftstücken, — Briefe des verunglückten Sohnes — daß man sich im Hause eines Sonderlings befand. Ein solcher war Steffen, trotzdem der Schmerz über den Tod des Sohnes und dessen Gattin überwunden war, geblieben. Das wußte Jens genau genug, darum wunderte er sich nicht über all das hier im Hause, das Unbekannten höchst seltsam erschienen hätte. Ihm schien es schon ganz selbstverständlich, daß der Alte seine zahllosen Kronen in jener eisernen Kiste aufbewahrte, die er da eben unter dem Bette mit vieler Mühe hervorholte. Keines Fremden Auge hatte dieselbe je gesehen. Duffens waren die einzigen, in deren Gegenwart sie geöffnet wurde. Sie war etwa zwei Fuß lang und einen hoch, war mit großen Nägel beschlagen und wurde durch kurzen Druck auf einen dieser Nägel geöffnet. Jens hatte das schon als Knabe mit Verwunderung gesehen, er hatte es auch scherzweise selber versucht, sie zu erschließen.

Wohl geordnet lagen in der eisernen Kiste in dafür bestimmten Abteilungen Scheine, Gold, Silber- und Kupfergeld. Jetzt entnahm der Alte denselben einen Fünfkronenschein und sagte zu Jens: „Nimm, das ist für die Fische.“ Der junge Fischer sah ihn verwundert und fragend an. „Ich kann Dir nicht herausgeben, besitze nicht mehr als 20 Der,“ sagte er. „Schon gut, mein Junge,“ erwiderte schmunzelnd Onkel Steffen, „nimm den Schein, brauchst mir nichts herauszugeben.“ Da erhob sich Jens, über und über errötend, vom Stuhle und sagte, den Alten vorwurfsvoll anschauend, mit erregter Stimme: „Was, Du

meinst ich sei gekommen, um zu betteln? Da hast Du Dich gewaltig in mir getäuscht, eine Krone kosten die drei Dorfsche, das möchte ich haben und keinen Schilling mehr. Soweit ist es noch nicht mit uns gekommen, daß wir betteln müssen.“

Der Alte machte ein etwas verlegenes Gesicht, legte den Schein zu den übrigen und reichte dem aufgebrauchten Fischer die verlangte Krone. „Es war nicht böß gemeint,“ sprach er dabei, „wollte Dich nicht damit beleidigen.“

Jens war noch verstimmter als zuvor, steckte das Geld unmutig in die Tasche und bot Onkel Steffen die Hand zum Abschied. „Glaube es gerne,“ sprach er, „daß Du mich nicht kränken wolltest, ich danke Dir für den guten Willen. Aber nun muß ich gehen.“

Als Jens in trübe Gedanken versunken, eben gesenkten Hauptes das Gehölz durchwanderte, eilten drei Fischknechte auf ihn zu, deren Gebahren er es schon von Ferne anmerkte, daß sie ihm etwas Wichtiges zu berichten hatten. Etwas Erfreuliches mußte es sein, denn sie hatten gar vergnügte Gesichter und winkten ihm zu. Neugierig verdoppelte er seine Schritte und rief den Leuten zu: „Was gibt es denn? Was ist passiert?“

„Große Freude!“ antwortete der eine, der ihn vor den anderen erreichte und ihm glückwünschend die Hand entgegenstreckte.

„Du kriegst das reichste Mädchen von Overby zur Frau. Ove Dugen hat eine Erbschaft von fünfzigtausend Kronen gemacht. Sein Bruder in Amerika ist gestorben. Soeben war der Postbote da und brachte einen Brief aus New-York.“

Jens' wettergebräuntes, eben noch so finsternes Antlitz erhellte sich, er blieb stehen, öffnete weit die Augen und rief jubelnd aus: „Wenn das wahr ist, so vergebe mir Gott meine Verzagttheit und Kleingläubigkeit. Fünzigtausend Kronen! Nein, nein, Ihr wollt mich zum besten haben, das ist gar nicht möglich.“

Ohne nun weiter auf die drei Kollegen zu hören und zu sehen, stürmte er im schnellen Laufe nach Hause, um sich Gewißheit zu verschaffen.

Da kam Hansine mit hochgeröteten Wangen und Tränen in den Augen ihm entgegen: „Es ist wahr, sieh hier die Urkunde. Morgen trifft das Geld ein. Alle Not hat ein Ende, wir sind reiche Leute. O Jens, wie ist der liebe Gott doch gnädig!“ Das sagte sie mit zitternder Stimme.

Jens riß die Urkunde an sich und stierte sie an, als wäre er von Sinnen.

„Fünzigtausend,“ ja, das stand da, das war ganz deutlich zu lesen.

Sämtliche Fischer und wohl ein Duzend Leute aus dem Dorfe hatten sich vor Ove Dugens Haus versammelt. Allgemeiner Jubel herrschte, jeder gönnte dem braven, armen Fischersmann von Herzen sein Glück, jeder wollte ihm seine Freude aussprechen und ihm gratulieren. „Ich kann es nicht fassen, ich glaube es nicht eher, als bis ich das Geld vor mir auf dem Tische liegen sehe,“ sagte Dugen, der inmitten der Leute erhobenen Hauptes wie ein Fürst stand, wieder und wieder. Aber seinen leuchtenden Augen sah man es an, daß er nicht an der Tatsache zweifelte, daß er mit einem Schlage ein reicher Mann geworden sei.

Von Herzen froh über das Glück des treuen Nachbarn waren natürlich auch der alte Duffen und Frau Christine, nicht nur wegen der schönen Aussichten, die damit für ihren Sohn und sie selber sich eröffnet hatten, sondern auch, weil sie niemand mehr als Dugen das viele Geld gönnten.

Heute war Jens wieder, wie er als Knabe gewesen, übermütig, glücklich, voll von den kühnsten Plänen und Hoffnungen. In rosigem Lichte strahlte ihm die Welt, vergessen war alles, das sein Herz noch wenige Stunden zuvor so bekümmert hatte.

Wenn die geliebte Hansine auch nur zehntausend Kronen als Mitgift bekam, so konnte er die ganze Fischerei an den Nagel hängen, konnte in die Stadt ziehen und dort ein großes Fischerportgeschäft, wie es Jens Truelsens getan, einrichten und in wenigen Jahren hunderttausend Kronen verdient haben. Das waren herrliche Aussichten!

O, wie kann das liebe Geld doch die Menschenherzen fröhlich machen!

Doch — wird des jungen Fischers Freude ungetrübt bleiben?

### III.

Ove Dugen hatte die Fischerei aufgegeben und war Landwirt geworden. Den zwar kleinen aber recht einträglichen Hof Nybo, dessen üppige Marschwiesen an die fruchtbaren Felder des großen Hofes Solgaard grenzten, hatte er gekauft. Da führte er nun als wohlhabender Bauersmann ein Herrenleben, wie er es sich nicht besser wünschen konnte. Zwei Knechte, einige Arbeiter und zwei Mägde mußten ihm gehorchen, er brauchte selber, wenn es ihm einmal nicht paßte, nicht aus der Stube zu gehen, konnte mit guter Zuversicht in die Zukunft schauen und durfte mit allen begüterten Leuten in Overby wie mit guten Genossen verkehren. Daß dem sonst in jeder Weise

noch ebenso rechtlich und wieder gesimten Manne bei diesem nach seiner Meinung gar vornehmen Verkehr mehr und mehr die Lust verging, mit den alten Freunden vom Strand, den früheren Kollegen, häufigeren Umgang zu pflegen, fand man im Dorfe ganz natürlich. Doch der demütigen Hansine gefiel das ganz und gar nicht. Sie war trotz der vornehmen Kleidung, gegen die sie schweren Herzens ihre liebe Fischermädchen-tracht vertauschen mußte, in allen Stücken dieselbe geblieben. Sie sah viel lieber drunten am Strande in den engen, dumpfen Stuben der Fischer, als hier in den geräumigen, vielfach geradezu prunkvollen der reichen Marschbauern.

Das war die erste Sorge, die ihr der Reichtum gebracht, daß sie vornehm werden sollte. Aber es war nicht die einzige Sorge. Eine getäuschte Hoffnung bereitete ihr noch weit größeren Kummer.

Mit aller Bestimmtheit hatte sie nämlich darauf gerechnet, daß der Vater, nachdem er Besizer von Nybo geworden, sagte würde: „So, meine Tochter, nun steht Deiner Verbindung mit Jens Duffen nichts mehr im Wege. Du kannst sein Weib werden, ich gebe Dir eine schöne Mitgift und ihr werdet glücklich sein.“ Aber das hatte der Vater nicht getan, er hatte vielmehr gesagt: „Du bist mir jetzt weit unentbehrlicher als früher, darum denke nur vorläufig noch nicht an's Heiraten, bist ja mit deinen achtzehn Jahren auch noch viel zu jung dazu.“

Das sah das gute Mädchen auch wohl ein und es fügte sich, wie immer, ganz dem Willen des Vaters.

Doch, daß der Vater in letzter Zeit jedesmal, wenn der geliebte Jens zum Besuch kam, ein verbrieftes Gesicht machte und den braven jungen Mann durchaus nicht lebenswürdig behandelte, das tat Hansine in der Seele weh, sie vergoß deswegen in der Stille manche bittere Träne und vergrübelte manche schlaflose Nacht.

„Das Geld, das Geld,“ sagte sie dann wohl zu sich selber, „es hastet ihm ein Fluch an. Wären wir doch arme Fischerleute geblieben! Was nützen mir die schönen Kleider, was habe ich davon, daß mich die eitlen Bauernburtschen mit verlangenden Blicken angaffen, weil ich eine reiche Partie bin! —“

Jens besah, trotzdem er ein derber Fischer war, ein äußerst zartes und leicht verletzbares Gemüt. Ihm bereitete es auch keinen geringen Kummer, daß Ove Dugen, mit dem er doch von seiner frühesten Kindheit an wie mit dem nächsten Verwandten verkehrt hatte, ihn so kühl behandelte, ihm so häufig vorhielt, daß er kein geschickter Fischer sei und es überhaupt durchblicken ließ, daß er ihm als Schwiegersonn nicht mehr so recht willkommen sei.

Nun wußte Hansine, die es längst verstand, die geheimsten Kimmernisse in der Seele des Geliebten auf seinem Gesichte zu lesen, ihn freilich so gut zu trösten und ihn so fest davon zu überzeugen, daß sie nur ihn bis an ihr Lebensende lieben könnte, daß seine Sorgen immer wieder schnell verschwanden.

Stets wußte sie einen einleuchtenden Grund für des Vaters Verbrieftigkeit und stets machte sie gut, was derselbe dem Gaste gegenüber versäumte. —

Jens war während der letzten Wochen feltener nach Nybo gekommen. Hansine hatte dafür Duffens tagtäglich, freilich häufig ohne Wissen des Vaters, besucht und eine glückliche Stunde in ihrem Hüttlein verbracht. Ove Dugen wählte seine Tochter, wenn dieselbe bei dem Geliebten und dessen Eltern weilte, im Dorfe beim Kaufmann oder Bäcker, oder Schlächter, darum fragte er nicht weiter, wenn sie nachher vergnügt heimkehrte.

Auch heute vermutete er nicht, als Hansine etwas spät zurückkehrte, daß dieselbe am Strande gewesen. Er hatte gerade allerlei Pläne entworfen und sein Geld im Geiste um das doppelte vermehrt gesehen, gutgelaunt sprach er daher zu seiner Tochter, die ihm mit ihrer glockenhellen Stimme einen guten Abend wünschte: „Et, da bist Du ja, Kindchen. Nun, das ist schön. Wir haben den Jens eigentlich lange nicht hier gehabt. Er scheint sich zurückziehen zu wollen, und Du scheinst mir gar nicht sehr traurig darüber zu sein, denn Du machst ja allezeit ein kreuzfideles Gesicht.“

Hansine schaute den Vater höchst verwundert an, doch ehe sie eine Erwiderung geben konnte, fuhr derselbe lachend fort: „Brauchst nicht zu erröten darum, mein Kind. Versprechungen, die man sich gegenseitig macht, wenn man noch die Kinderschuhe anhat, sind nicht für's ganze Leben bindend. Ihr gelobt euch, Mann und Weib zu werden, als ihr noch gar nicht wußtet, was Liebe ist. Glaube nun, daß der ehrliche Jens, der jenes Gelöbniß für richtiger hält als es ist, gar nicht so sehr traurig sein würde, wenn es auf einmal hieße: Die reiche Hansine Dugen hat sich mit einem reichen Bauernsohn verlobt.“

Hansine war ganz bleich geworden bei diesen Worten ihres Vaters. War das Scherz oder sollte es wirklich Ernst sein? „Ich verstehe Dich nicht, Vater,“ rief sie mit Eifer aus. „Glaubst Du wirklich, Jens und ich könnten von einander lassen, unsere Liebe wäre im Erlöschen? Es kann doch unmöglich Deine Meinung sein, daß man ein heiliges Versprechen nicht zu halten braucht. Hast Du mich doch von